

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 266.

Posen, den 18. November 1928.

2. Jahrg.

Schubert.

Zum 100. Todestag.

Welt, zügle deiner Zeiten Lauf,
wirf Hügel deiner Gräber auf,
zertrümme, was dem Blick verhangen,
zerreiß, was vorüber und vergangen
und gib uns einen Toten frei!
Beschenke ihn

mit eines neuen Lebens neuem Mai,
damit wir, um uns selbst zu richten,
erwecktes Ungemach vernichten
und Unrecht süßnen können!
Soll ich den Namen nennen?
Ist es nicht so, daß wir
im Kampf entfesselter Naturen
erhaben über jedes Tier
gestellten Kreaturen,
daß wir, wir Menschen, uns vermaßen
und, da er unter uns auf Erden ging
und Allheit brüderlich umfing,
ihn und sein Werk vergaßen?

Ist es nicht so,
daß wir ihn hungern hiezen
und elend sterben ließen?
Unsglückes hat er gelitten,
Entbehrung hat ihm hart
ins Herz geschnitten.

und wenn auch in verschämter Not
der Freunde Treue sich beeilte,
ihm beizustehn
und Hab und Gut, so Wein wie Brot
einnützig und in Freude mit ihm teilte,
wer ahnt,
wieviele äußerlich mit Lustigkeit
durchwobnen Stunden
verborgne Bitterkeit gesehn
und Leid gefunden?

Wer ahnt,
wie tiefe Wunden
vergebne Arbeit brachte,
wie hech das Wissen machte,
trotz Edelkeit
in jedem Maß von Dingen
vor zeitgemäßen Richtern klein,
verkannt und unscheinbar zu sein?

Welt, hemme deine Pferde,
zerbrich die Erde
und gib uns einen Toten frei!
Hörst du den Schrei,
spürst du ihn zu dir dringen?
Du kannst es nicht?

Du darfst Gestorbenen,
Verdorbe n
kein neues Angesicht
und keinen neuen Atem bringen?

O du, du Welt,
so zerr zum wenigsten die Binde
von deiner Himmel unbegrenzter Weite,
damit die Seele niedergleite
und bei uns sei!
Damit sie fühle und empfinde,
wie hoch der einst Gemiedene
und viel zu früh Verschiedene
jezt, jezt in unsrer Liebe steht.
Damit er sieht,
wie Tat von seinem Streben
durch alle Menschheit geht.
Wie Brand von seinem Leben
aufbrausend weht
und so beseligt durch die Erde glüht,
daß sie berauscht und liedertrunken,
daß sie beglückt und traumversunken
in seinen Weisen und Gefängen blüht.

Johannes Heinrich Braach.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Sen.

(14 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er machte zuerst den Hund los und nahm ihn am Halsband. Wack zog ihn sofort nach der Rückseite des Hauses. Er leuchtete den Boden ab. Da war in der nur leicht gefrorenen Erde eine fremde Fußspur. Und da — da lagen verstreut einige abgebrannte Streichhölzer. Schwacher Brandgeruch heizte die Luft. Der Lichtkreis glitt über die Hauswand. Wahrhaftig, das Stroh hier war angesengt. Er prüfte sorgfältig. Nein, es brannte nicht. Die Feuchtigkeit hatte ein Unglück verhütet. Aber zweifellos war versucht worden — soeben erst, — auf diese Weise Feuer anzulegen. Sein erster Gedanke war: Laß den Hund los! Weit kann der Keil noch nicht sein. Der Hund wird ihn stellen. — Das kluge Tier, das jezt keinen Laut von sich gab, zerrte ungeduldig an der Fessel und strebte nach dem Gartenzaun. Schon wollte Stefan es freigeben, da stieß sein Fuß an etwas Weiches. Er hob es auf. Ein Pulswärmer aus grauer Wolle war das. Ein „W“ war mit rotem Garn hineingestrickt. Er steckte ihn hastig in die Tasche und wandte sich und zog den Hund, der sich voll Jagdeifer sträubte, nach dem Hause zurück. „Komm, Wack, den müssen wir laufen lassen!“

Er erschrak. An der Hauswand lehnte Marie. „Mirz! du solltest doch nicht . . .“

„Es riecht nach Rauch?“ fragte sie heiser, ohne auf ihn zu hören.

„Ja, aber es ist nix.“ Er sann auf eine Ausrede; sie durfte die Wahrheit nicht erfahren. Die Aufregung konnte ihr schaden. „Schilt halt nicht gleich!“ sagte er mit erzwungenem Lachen. „Ich war leichtsinnig. Als ich vorhin mit der Zigarette hier vorüberging. Und da ist das Stroh ein bißel angebrannt. Aber es war glücklicherweise so feuch.“

Sie unterbrach ihn. „Das ist nicht wahr. Zeig mir, was du in die Tasche gesteckt hast!“ Ehe er es hindern konnte, griff sie selbst hinein und zog den Pulswärmer heraus. Im Schein der Taschenlampe betrachtete sie ihn lange. „Einer von den Stüßeln, die ich ihm in das Feld geschickt habe,“ murmelte sie.

Er umschlang sie sorglos mit dem freien Arm. Mit der anderen Hand hielt er immer noch den ungeduldig drängenden Hund.

„Gib ihn frei!“ sagte sie hart.

„Mirz!“

„Es geht nicht mehr nur um uns beide. Es geht um unser Kind und seine Heimat.“ Und etwas milder fügte sie hinzu: „Sag doch dem Wack, daß er hier bleiben soll! Dann tut er's.“

Stefan folgte ihrem Rat, und Wack schlich mißmutig um das Haus und versuchte, die jagdeifrige Spannung, die ihm noch in Leib und Gliedern saß,

durch Schültern loszuwerden. Die Witterung des Fremden zog ihn mächtig nach dem Zaun; der Gehorsam band ihn wie mit Ketten an Haus und Hof. Und seine Hundegedanken waren doch klar und eindeutig den gewohnten Weg gegangen: Verbrecher — verbessen — verfolgen — stellen. Aber die Menschen wollten es auf einmal anders. Sonderbare Geschöpfe, die Zweibeiner! — Nach schüttelte sich wieder, diesmal, um die Schneeflocken loszuwerden, die plötzlich in dichtem Gewimmel auf seinen grauen Fels niedergingen.

Als Marie ins Haus kam, war es mit ihrer mühsam behaupteten Fassung vorbei. Sie wollte sich zwar zusammennehmen; sie dachte an das Kind und an Mutter Schieberles gutgemeinte Warnung. Aber ihre vielgeprüften Nerven gaben nach. Sie weinte lautlos vor sich hin. Ihr schlanker Körper zuckte in Stefans Armen.

Sein Zuspruch beruhigte sie endlich. Sie hob den Kopf und lächelte ihn mühsam an. „Es ist schon vorüber.“

Aber was in ihr aufgewühlt war, kam nicht so rasch zur Ruhe. Immer wieder, auch als sie dann schon droben in der Kammer in ihren Betten lagen, mußte sie sich schauernd vorstellen, wie es gekommen wäre, wenn Paul sein Ziel erreicht hätte. Und als sich ihre Hände zum gewohnten Abendgebet falteten, stockte sie vor dem Namen, den sie sonst trotz allem in ihr Gebet eingeschlossen hatte. Aber dann überkam sie ein mütterliches Erbarmen. Schlecht war Paul doch früher nicht gewesen. Das Unglück mußte ihm den Verstand ganz verwirrt haben. Wie mochte ihm zumute sein, nachdem er dieses unselige Vorhaben ausgeführt hatte? — Er hatte doch so an dem Häufel gehangen. Ob er wußte, daß es noch stand? — Und sie lauschte in die Nacht hinaus. Alles war still. Kein fremder Mensch konnte sich im Umkreis des Hauses befinden; der Wäch hätte ihn gemeldet. Wo mochte Paul sein? Vielleicht irrte er im Wald umher „unstet und flüchtig“. — Sie faltete wieder ihre Hände und betete doch für ihn — um Frieden. —

Auch Stefan fand keine Ruhe. Auch er horchte und grübelte, machte sich Vorwürfe und sagte einen Entschluß. Morgen wollte er endlich tun, was schon längst hätte geschehen müssen. Er wollte mit dem Unglücklichen sprechen — von Mann zu Mann. Kein Schicksal ist doch so verworren, daß ein paar vernünftige Menschen, die guten Willens sind, nicht Klarheit hineinbringen könnten. Freilich, war dieser Mensch, der zum Brandstifter werden wollte, noch vernünftig? — Doch danach durfte er jetzt nicht fragen. Schon längst hätte er ihm ein gutes Wort sagen müssen, hätte ihm beweisen müssen. Wir alle sind nicht schuld, — du nicht, ich nicht und Marie schon gar nicht! Unser Unglück gehört noch zum Krieg, wie deine Verwundung und Gefangenschaft und das ganze große Elend der Millionen. Aber wir müssen den Krieg endlich überwinden, müssen endlich zum Frieden kommen. Versuch' es Marie zuliebe, zu vergessen! Bau' dir ein neues Leben — hier oder anderswo! Ich will dir helfen, dich stützen, wo und wie ich nur kann. Mein Bruder sollst du sein, mein Kamerad. Aber quäle die Frau nicht länger, die uns beider so lieb ist! Du hast zwei Leben auf dem Gewissen, wenn sie an dir zugrunde geht! — Schöne, gute Worte waren das. Sie schimmerten tröstlich in der Nacht — wie Leuchtkäfer. Vielleicht hielt ihr Leuchten dem erbarmungslosen Licht des nächsten Tages nicht stand. Aber das durfte ihn jetzt nicht bekümmern. Morgen mußte er nach der Bergaekibaude gehen. —

Das Wetter am nächsten Morgen kam ihm bei seinem Vorhaben zu Hilfe. Ueber Nacht war eine Unmenge Schnee gefallen. Alles lag verschüttet und begraben unter einer dicken, blendendweißen Decke. Weg und Steg, Bach und Graben, — nichts konnte man mehr erkennen. Fast bis ans Knie sank man ein. Es war also für Marie natürlich ganz ausgeschlossen, daß sie heute nach S. hinunterging. Sie sagte aber nichts da-

gegen, als Stefan seine Stier hervorholte, „um sich ein bißel Bewegung zu machen“. Ihr war heute merkwürdigerweise nicht angst um ihn, wie sonst stets, wenn er fertiging. War das helle Wetter daran schuld? Was sollte ihm denn geschehen an diesem herrlichen, reinen Sonntagmorgen?!

Der Himmel war so klar und wölbte sich in einem wunderbaren, tiefen Blau über der weißen Welt. Kein Wölkchen wob um die Schneekuppe, und wie ein märchenhaftes Marmorgebirge hob sich der Kamm von dem blauen Hintergrunde ab. Man mußte sekundenlang die Augen schließen von dieser leuchtenden, schimmernden Pracht. Wie ein Wunder war das nach all den grauen Tagen.

Marie stand an der Haustür und blickte Stefan nach. Geschmeidig glitt er auf seinen „Bretteln“ den Hang hinab. Am Waldrande hielt er an und winkte ihr noch einmal zu, und sie gab den Gruß zurück.

Er verschwand im Walde. Nun erst war sie allein. Plötzlich überfiel sie die Erinnerung an gestern Abend und weckte doch wieder die Angst. Wenn Paul ihm aufleuerte! Aber sie redete sich ihre Befürchtungen selbst aus. Wenn Paul zur Besinnung gekommen war, was er getan hatte, würde er es sicher bitter bereut haben und einsehen, daß es so mit ihm nicht weitergehen konnte. Sie glaubte ja, trotz allem, immer noch an den guten Kern in ihm.

Und die Sonne schien so warm und hell und verschonte alle Schatten. Sie wollte, sie mußte doch auch froh sein, damit das Kindel ein froher, glücklicher Mensch würde; deshalb blieb sie noch ein Weilchen an der Tür und lachte über den Wäch, der knurrend und prustend zu ihren Füßen ein Schneebad nahm, und bückte sich griff in die flaumige Masse, formte runde, weiche Pälle, die sie nach ihm warf. Und er blaffte vergnügt, naddelte durch den Schnee, in dem er immer wieder versank, und strampelte und schüttelte sich, daß er in einer oskernenden Wolke ganz verschwand. —

Dann kamen vom Tal herauf die Stimmen der Gloden, und gaben dem weißen Landschaftsbild eine klingende, schwingende Seele und der klaren Luft einen goldenen Schein, der nicht von der Sonne allein kam. Das Kommen eines anderen Lichtes kündigten sie an: Die Weihnacht nacht.

Letzter Advent! Nie hatte Marie das noch so innig empfunden, wie in diesem Jahre, wo sich das Wunder des Werdens in ihr vollzog. Und doch beschlich sie daneben oft ein Bangen vor dem lieben Fest. Wie konnte sie es denn freudig feiern, so feiern, wie sie es ihrem Kindel und ihrem Manne schuldig war, wenn sie Paul heimat- und friedlos wußte!

Sie fror plötzlich trotz der warmen Sonne und ging ins Haus. Gott sei dank, daß sie Arbeit genug hatte, um sich darüber zu vergessen! — Aber man räumt mit den Händen nicht weg, was sich im Kopf und Herzen eingemistet hat. Immer wieder befiel sie die Unruhe, die sich allmählich zu einer richtigen Angst steigerte. Und diesmal war es nicht Stefan, dem ihre Sorge galt. Um Paul war ihr angst, — ähnlich, wie früher, als sie ihn im Felde wußte. Da hatten sie auch zuweilen mitten in der Arbeit diese schrecklichen Vorstellungen befallen — daß er irgendwo in Todesnot läge — hilflos — allein — und nach ihr rief. So war es auch heute, nur schlimmer noch, wirklicher. Ihre Hände sanken schlaff herab, ihre Knie zitterten; sie mußte sich setzen und die Augen schließen. Ein Dämmern überkam sie, graue Schleier legten sich um ihr Bewußtsein. Wohl beehrte ihr Pflichtgefühl auf: Du mußt nach dem Feuer sehen, das Fleisch wenden! Sie vermochte sich nicht zu rühren. Tiefer wurde das Dahindämmern, banger, angstvoller. Und dann war ihr, als hörte sie aus weiter Ferne Pauls Stimme — leise, klagend, nur wie einen Hauch: „Miezla!“

(Fortsetzung folgt.)

Franz Schuberts Hausmusik.

Von Magda Fontana.

Während der hundertste Todestag Carl Maria von Webers dem Jahre 1926 seinen besonderen Stempel aufdrückte, das Konzertleben des Jahres 1927 unter dem Zeichen des hundertsten Todestages Beethovens stand, bereitet man in diesem Jahre aller Orten dem unsterblichen Tonlichter Franz Schubert zu seinem hundertsten Todestage würdige Gedenkfeiern.

Jeder der drei Meister hat deutsche Weisheit in unbegänglichen Kunstwerken zu verklärtem Ausdruck gebracht, aber jeder in anderer Art und auf verschiedenem Boden. Webers romantische Hauptwerke spielen sich auf dem dramatischen Schauplatz der Opernbühne ab, die Weltsprache Beethovenscher Symphonien bedarf des Konzertsaales, Schuberts eigentliche Welt dagegen liegt nicht vornehmlich in der öffentlichen Sphäre, seine Welt ist der Bereich der Hausmusik.

Hundert Jahre trennen uns vom Erdenasien Schuberts, aber welche Wandlungen sich auch seit seinem Ableben im politischen, sozialen und wirtschaftlichen Leben des deutschen Volkes vollzogen haben, seine Kontinuität hat sie überdauert. Sein Geist geht heimlich durch die Zeit, und im Materialismus unserer Tage ist eine Sehnsucht erwacht nach jener innerlichen Welt, der seine Muse entstammt.

Schuberts Leben und Schaffen fällt in die Kulturepoche der deutschen Romantik, aber er, dessen Zeitgenossen noch Goethe und Beethoven waren, verleugnet in seiner Kunst nicht den Mutterboden der klassischen Welt. Seine unerschöpflich reiche Phantasie verliert sich, trotz aller romantischen Einschläge, nie in schattenhafte Traumgebilde, und seiner ungehobenen Tonprache haftet nichts Ergrübeltes, Rätselhaftes an. Sein Melodienschaf ist jener Natürlichkeit und Unmittelbarkeit entquollen, die den Genius unbewußt das Rechte treffen läßt.

Franz Schubert ist in seinem kurzen Erdenwallen nie über die österreichische Heimat hinausgekommen, seine fremden Einflüsse haben seiner Musik die Eigenart nehmen können, die sie aus der Naturhaftigkeit des Wiener Bürgerhauses empfing. Im musizierenden Hause seines Vaters, der Schullehrer in einer Wiener Vorstadt war, lernte er von den ersten Jugendjahren an die Hausmusik lieben und pflegen, und als sein Genius selbst die Schwingen regte, da schrieb er seine Werke auch mehr für sich selbst und den intimen Kreis seiner Freunde, als für ein großes Publikum.

Damals, wo in Wien ein öffentlicher Konzertbetrieb großen Stils, wie er in unserer Zeit üblich ist, noch nicht zur Tagesordnung gehörte, waren Hausmusikabende die maßgebende Form der Musikpflege. Das Vorbild, das früher bei Hof und in den Adelspalästen gegeben wurde, wirkte in allen Gesellschaftskreisen nach und trieb auf bürgerlichem Boden und in engerem Rahmen neue Blüten. Das Familien- und Gesellschaftsleben war die beste Pflanzstätte der Musik, sie fand in unmittelbarem Kontakt mit der Hausgemeinde und war darum so voll des persönlichen Zaubers.

Schon früh regte sich unter den musikalischen Einflüssen des väterlichen Hauses in Franzens empfänglicher Seele die musikalische Ader. Von Kindheit an fenngezeichnet ihn, der seinen eigentlichen Musikunterricht genossen hatte, eine naive Schaffenslust, ein unhemmbarer Trieb zum Musizieren auf seine eigene Art.

Aber trotz seiner außergewöhnlichen Begabung, wollte der Vater ihn vor der unsicheren Laufbahn eines freien Künstlers bewahren, und Franz mußte sich jeizend fügen. Aber in den drei Jahren der abspannenden Schulhalterei, als Gehilfe des Vaters, regte sich, trotz der hemmenden Last aufgezwingener Pflichten, seine musikalische Schöpferkraft immer mächtiger, bis endlich die Stunde der Befreiung schlug, er das Schuljoch abschüttelte, und unbehindert seiner Kunst leben konnte.

In schier unerschöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit quollen nun Werke wunderbolster Art aus seiner schaffenden Hand, aber trotz seiner Symphonien und Chorwerke von hohem Wert, liegt seine kunsthistorische Bedeutung doch vornehmlich im Gebiete der Hausmusik. Hier hat er bisher Unübertroffenes geschaffen. Es ist einerseits die Wiener Musikzierfreudigkeit und andererseits die gemühtiefe Natur des Deutschen, die in seiner Musik zu vollkommener Ausdruck kommt. Die Sinnenfreudigkeit des Wiener Kindes spiegelt sich vor allem in seinen Tänzen wider. Aus dem Humusboden der gesunden Lebensfreude hat Schuberts Genie die wunderksamsten Tonblüten hervorgezaubert. Seine Walzer für Pianoforte sind nicht nur musikalisch, sondern auch kulturgeschichtlich bedeutend. Während das graziöse Menuett in der Tonkunst Haydns, Mozarts und Beethovens zu stilisiertem Ausdruck gelangte, war in den Tänzen und Weisen des Volkes im Alpenland und Wienerwald der Dändler zu Hause. Von dort kam er in die Stadt und wurde im naturfrohen, gemühtlichen Wien zum Gesellschaftstanz, als Ausdruck der neuen Zeit der Romantik. Was aber hat Schubert aus dem einfachen Dändler gemacht, wie hat er ihn durch biegsame Melodien und schmiegsame Modulationen verfeinert, vertieft und in eine höhere künstlerische Sphäre erhoben! Allen seinen Tänzen im 3/4-Takt, ob er sie nun Walzer, Dändler oder deutsche Tänze nennt, haftet etwas Schwebendes an, wie es der südlichen Atmosphäre Wiens eigen ist. Trotz knapper Form, spricht sich in ihnen die größte Mannigfaltigkeit der Stimmung aus. Da gibt es neben sehnächtigen, melancholischen Tänzen, die aus dem trüben Moll nicht herauskommen, Tänze voll sprühender Lebenslust oder schlingender Leidenschaftlichkeit. „Kleine Genien“ nennt sie Schumann sinnig, „die nicht höher über der Erde schweben, als

etwa die Höhe einer Blume ist.“ Zu seinen ersten Walzern op. 9 wurde der damals einundzwanzigjährige Tonlichter unzweifelhaft durch die geselligen Vergnügungen im ungarischen Schloß Jelez des Fürsten Esterhazy veranlaßt, wo er im Sommer 1818 als Klavierlehrer der beiden jungen Komtessen verbrachte. Aber nicht nur in Jelez, sondern auch in Wien und bei den Freunden in Steiermark hat Schubert ganze Abende hindurch am Klavier gesessen und dem jungen Volke aufgespielt, und sehr oft ließ er sich erst durch Witten bewegen, die improvisierten Tanzweisen nachträglich noch aufzuschreiben. Franz Liszt hat sich an diesen Tänzen so begeistert, daß er die schönsten von ihnen für seine Virtuositäts-technik umschrieb und sie als „Soirées de Vienne“ in Konzerten als Bravournummern vortrug.

Mit seinen klaglichen, beliebten Impromptus und Moments musicaux schuf Schubert jene kleine instrumentale Form, die bestimmend wurde für den Grundzug der neuen Klaviermusik. In diesen eigenartigen Tongemälden kommt die lyrische Empfindung des Romantikers in farben- und stimmungsvollen Klängen zu lebendigstem Ausdruck, und in knappem Rahmen umschließen sie eine Welt seelischen Lebens. In ihnen haben wir den Ursprung aller jener Phantasie- und Charakterstücke zu suchen, die später für Schumann, Kirchner und andere Klavierkomponisten so kennzeichnend wurden.

Auch seine Instrumentalkompositionen größerer Form, seine Sonaten, Phantasien und Kammermusikwerke sind voll jenes romantischen Zaubers und melodischen Wohlklangs, der eben Schubert ureigentlich ist.

Nicht wie Beethoven läßt er uns in seinen Sonaten und Symphonien gewaltige heroische Gegenätze, das tragische Drama einer Heldenseele erleben, sondern den Ausdruck seiner eigenen, anders gearteten Seele. Sein Wesen ist nicht auf trotziges Aufbäumen und titanenhaften Kampf eingestellt, sondern neigt auf der einen Seite zur Resignation und Melancholie und auf der andern zur unschuldigen Daseinsfreude und heiteren Lieblichkeit. Diese eigentümliche Mischung seines Naturells gibt allen seinen Tonchöpfungen ihren besonderen Reiz.

Berlen erlebte der Hausmusik fast auch seine Kammermusikwerke, seine Duos, Trios und Quartette. Besonderer Popularität erfreuen sich die Schubertschen Märche. Es sind vierhändige Originalkompositionen und daher reizvoller als Stücke, die erst für den vierhändigen Gebrauch umgeformt worden sind. In ihnen spricht sich dieselbe Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und der Wiener Musikzierfreudigkeit aus, wie in den Walzern. Wo vierhändig gespielt wird, sollte man zuerst nach ihnen greifen. Sehr viel größere Ansprüche an die Fertigkeit des Spielers stellen Schuberts vierhändige Variationen, Sonaten, Phantasien und das Divertissement à la hongroise.

Schubert als Schöpfer des deutschen romantischen Kunstliedes! Mit ihm beginnt eine Neugestaltung der Liedform, die er durchkomponierte, das heißt, sie melodisch, rhythmisch und modulatorisch so individualisierte, wie es die Stimmungswandlungen innerhalb der verschiedenen Strophen des Gedichtes erforderten. Während bei seinen Vorgängern Reichardt und Zelter die Liebertonungen kaum über den einfachen Strophenbau des Volksliedes hinausgingen, und die Begleitung bei ihnen nur eine untergeordnete Rolle spielte, erhob Schubert in seinen Gesängen den Klavierpart zum selbständigen Ausdrucksfaktor, der mit der Stimme in logische Wechselwirkung tritt und den lyrischen Teil der Gedichte charakteristisch untermauert. Er machte das Klavier zum intimsten Ausleger der Dichtung, und die Begleitung verlangt daher eine ebenso feinsinnige Wiedergabe, wie der gesungene Vortrag. Schuberts Liederfach ist nicht nur bis heute für den Konzertsaal ein unentbehrliches Gut geblieben, sondern auch berufen, in unserem Hause fort und fort beseligenden Widerhall zu erwecken. Was ein Lied im Leben des Menschen bedeuten kann, das wissen wir durch sein Schaffen.

Als der herrliche Liederfänger im zweiunddreißigsten Lebensjahre, am 19. November 1828, in seiner Vaterstadt Wien starb, hatten von seinen mehr als 600 Liedern nur etwa 100, von seinen Klavier- und Kammerkompositionen nur einige den Weg in die Öffentlichkeit gefunden. Die Früchte seines reichen Schaffens zu ernten, war ihm nicht beschieden. Seine Künstlerlaufbahn stand unter dem Zeichen der Armut und Verborgenheit, aber aus seinem Erbe erblühten und erblühen noch immer tausend neue Lebenskeime der Kunst. Seine jugendliche Künstlerseele lebt unsterblich weiter in seinem Werk, das wie kaum das Werk eines Tonichters Eigentum seines Volkes geworden ist und bleiben soll.

Schubert - Anekdoten.

Zum 100. Todestage des Komponisten
am 19. November 1928,

Eines Tages kamen Schubert und sein Freund, der Organist Franz Lachner, überein, eine kleine Erholungsreise ins Gebirge zu machen. Woher aber Geld nehmen? Schließlich übergab Schubert seinem Freunde einen Strauß neuer Lieder und Lachner bot sie einem Verleger an. „Schuberts Lieder gehen nicht!“ klagte dieser, „füßlose Larve“. Endlich entschloß er sich nach langem Zögern, 15 Gulden zu geben, mit denen dann die beiden Musikanten frohgemut auf die Reise gingen.

Vange Jahre nach Schuberts Tode kam Launer mit demselben Wiener Verleger zusammen. Dieser zeigte ihm sein neuestes Verlagswerk, einige Schubertsche Lieder, von Fr. Liszt für Klavier gesetzt. „Sie können sich nicht vorstellen, wie diese Lieder gut gehen,“ meinte der Musikalienhändler, „aber ich mußte auch Liszt 500 blanke Gulden auszahlen!“

Schubert war dem weiblichen Geschlecht nicht abhold, ein halbwegs feixches Wienermädchen konnte ihm leicht den Kopf verdrehen. Einmal war er in die hübsche Nesi, Tochter eines Bäckermeisters in der Vorstadt Dichtenthal sterblich verliebt. Mehrere Male trafen sich beide des Abends in der Dunkelheit auf der Straße. Nach dem Rendezvous war der jugendliche Meister stets froh gelaut. Längere Zeit ließ sich Nesi nicht mehr blicken. Schubert war außer sich. Da, eines Morgens klopfte es an der Tür; herein trat ein kleines Mädchen von etwa zehn Jahren. „Was gibt's?“ ruft Schubert. „Ich soll dem jungen Herrn Schubert dieses Papier hier überreichen,“ antwortete die Kleine und entfernte sich rasch. Der Komponist öffnete schnell und las:

„Lieber Herr Schubert!

Vor drei Jahren, als Sie noch Schulgehilfe waren, und ich Ihre Schülerin, hatten Sie mir manche Watschen verabreicht, was ich Ihnen nie vergessen kann. Aus Dankbarkeit hierfür habe ich Sie eine Weile an der Nase rumgeführt, Sie — rabiater Schulmeister!

Schubert lachte und die Liebelei hatte ihr Ende erreicht.

Schubert hatte Theodor Körner kennengelernt, der vortrefflich die Gitarre spielte. Mit außerordentlicher Gründlichkeit erlernte jetzt auch Schubert das Gitarrespiel und sehr bald beherrschte er das Instrument virtuos.

Der Dichter Mayrhofer, von dem Schubert so manchen Liedertext vertont hat, erzählt: „Wenn ich bei meinen Morgenbesuchen, die ich gewöhnlich vor den Mittstunden bei Schubert zu machen pflegte, diesen zwar noch im Bette antraf, so fand ich ihn doch bereits mit der Gitarre in der Hand in voller Tätigkeit begriffen, und meistens trug er mir dann frisch gesezte Lieder zur Gitarre vor.“

Schubert pflegte bis zum Mittag zu arbeiten. Kam dann Mayrhofer vom Amte heim, so empfing ihn Schubert mit hoshaften Wierzeilern zur Gitarre, die des Freundes Pedanterie verurteilten. Die Gitarrenlieder Schuberts sind echtes Volksgut geworden und schon ihrem Namen nach, als er auf das begnadeten Sängers Grabstein meißeln ließ:

„Der Tod begrub hier einen reichen Besitz,
aber noch schönere Hoffnungen.“

Schubert hatte oft Geldsorgen und war infolgedessen sehr von seinem Verleger abhängig. Sie handelten oft ganz selbständig und bestimmten zuweilen sogar den Titel seiner Komposition. So hatte einer der Verleger ein Tonstück „Trauerwalzer“ genannt, ohne den Komponisten zu fragen. Als Schubert in einer Gesellschaft von dieser Komposition reden hörte, fragte er:

„Welcher Esel hat denn einen Trauerwalzer komponiert?“

Paderewski, berühmter als Pianist denn als Politiker, ließ eines Tages eine seiner Schülerinnen eine Sonate von Schubert spielen. Bevor die junge Dame begann, sekte ihr der Meister weitläufig auseinander, daß der Komponist bei der Niederschrift zweifellos an eine Frau gedacht habe, und daß die Komposition einer unerreichbaren Geliebten gegolten haben müsse.

Die Schülerin begann zu spielen. „Hören Sie auf,“ schrie Paderewski, nachdem er fassungslos eine kurze Weile zugehört hatte, „Ihre Sonate hat Schubert nicht für seine Geliebte, sondern für seine Schwiegermutter komponiert.“

In einer nicht sehr großen, aber sehr musikalischen Stadt Nordamerikas wurde vor Jahren im Klubhaus eines Gesangsvereins eine Wüste von Schubert entkült.

Nachdem Solosänger und Chöre abwechselnd die schönsten Schubertschen Lieder gesungen hatten unter bemerkenswertem Beifall, bestieg das Stadtoberhaupt die Rednertribüne und ließ sich also vernehmen:

„Wir haben soeben viele schöne Lieder von dem großen Deutschen Schubert, dem Großmeister des Liedes, gehört und geben nun daran, seine Wüste zu enthüllen. Dieser Musiker verdient eine solche Ehrung. Wir leben hier gewiß in einer musikalischen Stadt, aber ich darf die Behauptung wagen, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, daß es kaum fünf bis sechs Einwohner bei uns gibt, die imstande wären, solche wunderbaren Lieder zu verfertigen.“

Peter Altenberg erzählte: Ich schrieb in der Zeitung eine Kritik über die süße Tänzerin Gedi Weingartner: „Sie repräsentiere in allem und jedem die herzige Wienerin.“ Und der Schluß lautete: „Bei aller Lustigkeit aber dennoch tieftraurig. Worüber? Trag Franz Schubert und Hugo Wolf!“

Mein junger Zimmerkellner sagt zu mir: „Also Herr von Altenberg, das ist wirklich ausgezeichnet — die Geschicht, die Sie da über die Wienerin geschrieben hab'n. Die Sach' von denen zwei Herrn, die das arme Mädchen sitzen lassen!“

„Aber, ich bitte Sie, das sind doch zwei längst verstorbene berühmte Wiener Liederkomponisten, die äußerlich lustig, innerlich aber tieftraurig gewesen sind.“

„Wie — — so ist das aufzufassen? No, ja, ma kann's scho so auffassen — — aber aufrichtig gesprochen — — Guert Gnaden, alsdann, meine Auffassung g'fällt mir bedeutend besser!“

Gedenktage.

19. November.

Schubert contra Schubert. Das Schicksal so vieler genialer Menschen, von ihren Zeitgenossen gar nicht oder nicht nach Verdienst anerkannt zu werden, hat auch Franz Schubert geteilt, dessen die Welt am 19. November als an seinem Todestag nach hundert Jahren in dankbarer Verehrung, Bewunderung und Liebe gedenkt. Die Freunde freilich wußten, welcher große Musiker da mit ihnen lebte. „An einem Nachmittage,“ erzählt Josef von Spaun, „ging ich mit Mayrhofer zu Schubert, der damals bei seinem Vater am Himmelsfortgrund wohnte. Wir fanden Schubert ganz glühend den „Erlkönig“ aus dem Bude laut lesend. Er ging mehrmals mit dem Bude auf und ab, plötzlich sekte er sich und in der kürzesten Zeit, so schnell man nur schreiben kann, stand die herrliche Ballade auf dem Papier. Wir ließen damit, da Schubert kein Klavier besaß, in das Konbist und dort würde der „Erlkönig“ noch denselben Abend gesungen und mit Begeisterung aufgenommen.“ Als aber Spaun versuchte, das Werk bei Breitkopf und Härtel unterzubringen, war von Begeisterung nichts zu spüren, ja man hatte den Verdacht, es wolle jemand den Namen des in Dresden lebenden Konzertmeisters Franz Schubert mißbrauchen. Man sandte ihm den „Erlkönig“, und dieser andere Franz Schubert schrieb: „Ich habe die Ballade „Erlkönig“ niemals komponiert, werde aber zu erfahren suchen, wer dergleichen Nachwerk übersendet hat, um auch den Patron zu entdecken, der meinen Namen so mißbraucht.“ Wer wüßte heute ohne den Komponisten des „Nachwerks“ noch etwas von dem Dresdener Konzertmeister?

Aus unserem Raritätenkasten.

351.

Der Monat Februar des Jahres 1866 hatte als seltene, astronomische Denkwürdigkeit keinen Vollmond, eine vorher noch niemals beobachtete Himmelserscheinung. Dafür hatten Januar und März desselben Jahres je zweimal Vollmondsbeleuchtung.

352.

In Frankreich wurde während des Revolutionsjahres 1793 das Duzen von Amts wegen bei allen Staatsbehörden eingeführt, auch alle „Bürger“, Männer wie Frauen, hatten einander mit „du“ anzureden.

353.

Die Lust in den Bleikellern im Bremer Dom ist so stark bleihaltig, daß Leichen sich ohne irgendwelche Einbalsamierung von selbst mumifizieren. Die Leichen, die zum Teil über 400 Jahre alt sind, sind so zäh und leicht, daß man sie aus den Särgen nehmen, aufstellen und beliebig transportieren kann.

354.

Das Oberammergau des 15. Jahrhunderts waren die Bozener Passionsspiele. Das dort aufgeführte Passionsdrama war so lang, daß man zur Aufführung sieben Tage gebrauchte.

355.

Ein beliebtes Getränk der Tibeter ist ein Aufguß von Ziegeltee, in Ziegelform gepreßten Teestaub, der statt mit Rum und Zucker mit Hammelfett gewürzt wird.

356.

Wenn der Ozean vollkommen verdampfte, würde der verbleibende Rückstand von Salzen genügen, um die ganze Erdoberfläche mit einer 60 Meter hohen Schicht zu bedecken.

357.

Nach dem dreißigjährigen Kriege waren die Männer so knapp, daß die Post durch „Briefmägde“ besorgt wurde, die aber der Vorsticht halber häßlich sein mußten.

358.

Die Eingeborenen von Liberia reiben ihre Füße mit Knoblauch ein und verschrecken durch diesen Geruch giftige Reptilien.

359.

Das durchschnittliche Hirngewicht des Europäers beträgt für Männer 1362 Gramm, für Frauen 1219 Gramm. Die Chinesen haben ein höheres Hirngewicht als die Europäer, die Neger ein kleineres.

360.

Im alten Aegypten galt die Stadt Belusium an der Mündung des Nils als hochberühmte Bierstadt. Auch in Alexandria wurde ein Malzbier, Bythos genannt, in großen Mengen hergestellt und konsumiert.

Fröhliche Ecke.

Bereits im Wibe. Strämel ist seit vier Wochen verheiratet. Nun, die Zitterwochen können nicht ewig dauern, das Leben fordert seine Rechte: heute hat Strämel seine Liebste mal allein zu Hause sitzen lassen. Um zwei Uhr nachts kehrt er heim, säuerlichen Weines, der mit etlichen Schnäpsen durchpicht worden ist, beträchtlich voll. Die junge Gattin ist entsekt. „Oskar, wie konntest du — —! Das erzähle ich morgen Mama.“ — „Nicht nötig, mein Schatz,“ beruhigte Strämel. „Die weiß schon Bescheid, — eben hab' ich deinen Papa nach Hause gebracht.“

Faulheit. Mark Twain soll als Junge in der Schule nicht sehr fleißig gewesen sein, dies wird auch durch folgende Anekdote bestätigt: Einmal gab der Lehrer in der Schule ein Aufsatzthema: „Was ist Faulheit?“ — Nach zwei Wochen gab Mark Twain ein leeres Heft ab. Nur auf der letzten Seite stand in großen Buchstaben: „Das ist Faulheit!“